

Freunde der Monacensia e. V. **Jahrbuch 2009**

Herausgegeben von Waldemar Fromm und Wolfram Göbel
unter Mitarbeit von Gabriele Förg, Kristina Kargl und
Elisabeth Tworek

Redaktion: Kristina Kargl

BILDQUELLEN:

Amt für Landschaftspflege und Grünflächen der Stadt Köln: 152; Helene Kahl: 179; Kristina Kargl: 185; Monacensia: Umschlagfoto, 85; 124, 137, 143, 156, 162, 165 f., 172; Milly Orthen: 127; Detlef Seydel: 153, 154, 160; Urheber nicht zu ermitteln: 137

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*
unter www.monacensia.net

Juni 2009

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2009 Freunde der Monacensia e. V.

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISSN 1868-4955

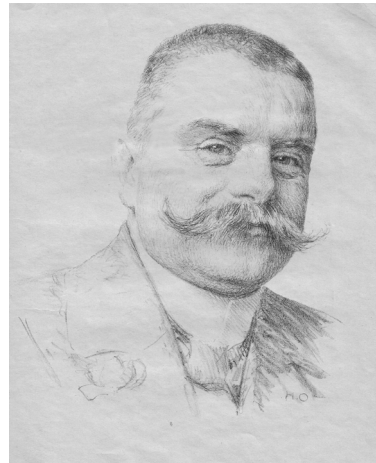
ISBN 978-3-86906-038-5

Walter Hettche

»Eine ganz colossale Revolution in der Dichterwelt«

Detlev von Liliencron zum 100. Todestag am 22. Juli 2009

Gestatten, Herr Oberst, Hauptmann Baron Liliencron«¹ – mit diesen militärisch knappen Worten stellte sich Detlev von Liliencron dem Schriftsteller Heinrich von Reder vor, der den Kollegen aus Norddeutschland am 3. Februar 1890 in München willkommen hieß. Auch als Dichter und noch lange nach seinem Ausscheiden aus dem Militärdienst hat sich Liliencron in erster Linie als Offizier und Adliger verstanden, und in Zeiten des Selbstzweifels und des Lebensüberdrusses hat er sich nach seiner Soldatenzeit zurückgesehnt: »Ich gäbe meine ganze ›Dichter‹-Laufbahn für 1 blutige Stunde auf dem Schlachtfelde«, schreibt er am 15. September 1888 an den Redakteur Hermann Friedrichs. Die deutsche Literatur wäre um eine bedeutende Stimme ärmer, wenn sich dieser Wunsch erfüllt hätte, aber zum Glück ist es nicht so gekommen, und so stimmt die Antwort auch heute noch, die Heinrich von Reder auf den zackigen Begrüßungssatz des preußischen Kameraden und Dichterkollegen gegeben hat: »Machens keinen Unsinn. Sie sind der Liliencron.«²



Detlev von Liliencron.
Originallithographie von Hans Johann
Wilhelm Olde, um 1900

¹ Heinrich Spiero: *Detlev von Liliencron. Sein Leben und Werk*. Berlin/Leipzig 1913, S. 301.

² Ebd.

Liliencron ist nach München gereist, weil er es in seiner engeren holsteinischen Heimat kaum mehr ausgehalten hat. Nach seiner rund zwölf Jahre währenden militärischen Laufbahn, der Teilnahme an den Kriegen von 1866 und 1870/71 und nach einem auf ganzer Linie gescheiterten Versuch, in Amerika ein neues Leben zu beginnen (unter anderem als Pianist und als Sprachlehrer) war Liliencron in den preußischen Verwaltungsdienst getreten; 1882 wurde er Haldesvot auf der Insel Pellworm, 1883 Kirchspielvogt in Kellinghusen.

Liliencrons Briefe sind voller Klagen über die geistlose Öde der Kleinstädte, dieser »Brutstätten des Blödsinns und Bewahranstalten für Idioten und Cretins.«³ Seitdem er 1883 mit der Lyriksammlung *Adjutantenritte* an die Öffentlichkeit getreten war, hatte er sich mit dem Gedanken getragen, das Wagnis der Existenz eines freien Schriftstellers einzugehen. Doch trotz der Anerkennung in Literatenkreisen – zu den begeisterten Lesern gehörten neben Theodor Fontane auch Klaus Groth und Theodor Storm – blieb der kommerzielle Erfolg des ersten Gedichtbandes aus. Dieses Rezeptionsmuster – literarische Anerkennung bei geringen Absatzzahlen – sollte sich in Liliencrons gesamter literarischer Karriere fortsetzen. Die »ungeheure Schägigkeit des deutschen Volkes in Bezug auf sein *Kaufen* von Büchern« ließ ihn fürchten, seine Gedichte würden vielleicht im »Jahr 3000«, frühestens aber anno 2000 »im Deutschen Dichterwald gezählt«.⁴

Von einem Aufenthalt in München, der Begegnung mit den dortigen literarischen Kreisen um Michael Georg Conrad, Otto Julius Bierbaum und Heinrich von Reder erhoffte sich Liliencron die als dringend nötig empfundene geistige Anregung. An Bierbaum schreibt er am 24. Juli 1889: »Ich sehne mich unendlich, einmal herauszukommen, u. wenigstens Berlin, Leipzig und München zu sehn und die dortigen Freunde. Es ist – nehmen Sie mir bitte das nicht als Hochmuth auf – mir wie ein Wunder, daß ich 11 Bücher binnen 5 Jahren in dieser Einsamkeit schreiben konnte.«⁵ Theodor Fontane hat ihn nachdrücklich zu dieser Reise ermuntert:

»Ich höre, daß Sie an Uebersiedelung nach München denken; ist dem so, so gratulire ich dazu von ganzem Herzen. Ich glaube, das ist ganz Ihr Platz. Ich gehe noch weiter: es ist die einzige Stadt in Deutschland, wo Künstler leben

³ An Hermann Friedrichs, 17. Mai 1885.

⁴ Brief an Hermann Friedrichs, 10. August 1888; Brief an Wilhelm Friedrich, 9. Mai 1886.

⁵ Unveröffentlicht; Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München. Signatur: AIII/Konv. Liliencron.

können. Der eigentliche Grundstock der Bevölkerung ist zwar so geistig tot und verbiert wie nur möglich, aber der Kunstzuzug aus aller Herren Länder ist so groß, daß eine Nebenbevölkerung existiert und in dieser lebt sich's freier und frischer als irgendwo.«⁶

Der knapp ein Jahr währende Münchner Aufenthalt hat vielerlei Spuren in Liliencrons Leben und Werk hinterlassen. Seine Münchner Lieb-schaften Josepha Kuisl und Katharina Schöpfer treiben sich als »Seffi«, »Seffinka« und »Katherl« in seinen Gedichten und Erzählungen herum, und sogar seiner Vermieterin Isolde Hintermeyer hat er in der Erzäh-lung *Die Schnecke* ein kleines literarisches Denkmal gesetzt:

»München ist für mich im ganzen deutschen Reich die angenehmste Stadt. Ich kenne keine, in der ich mich lieber aufhalte. In der Königinstraße hab' ich bei meiner lebenswürdigen Frau Hintermayr ständig ein Zimmer gemie-tet, so daß ich stets in München »mein Haus« habe.

Diese fröhliche Stadt! Diese prächtigen, freundlichen, lustigen, natür-lichen Menschen darin! Das herrliche Leben dort mit der Kunst, mit den Künstlern!«⁷

Aber auch die »liebenswürdige Frau Hintermayr« kannte keinen Spaß, wenn es um ausbleibende Mietzahlungen ging, und so setzte sie ihren zahlungsunfähigen Mieter vor die Tür. Bald danach tauchte Liliencrons zweite Ehefrau Augusta in München auf, um ihm den losen Lebens-wandel auszutreiben, so gründlich, dass auch diese zweite Ehe im Jahre 1892 geschieden wurde. Liliencrons unveröffentlichter Briefwechsel mit Otto Julius Bierbaum⁸ gibt ein anschauliches Bild des bohémehaften Treibens, das Liliencron in München genossen hat. Nur noch einmal ist Liliencron danach in die bayerische Hauptstadt zurückgekehrt. Im Herbst 1905 hat er auf einer seiner Lesereisen, mit denen er seit 1898 einen großen Teil seines Lebensunterhalts verdiente, auch in München Station gemacht. Max Halbe, mit dem er seit 1889 in losem Briefkontakt stand, war der Ansprechpartner bei der Organisation seiner Münchner Lesung. Am 14. Oktober 1905 schreibt Liliencron an Halbe:

Lieber, großer Dichter Max Halbe,
vielen Dank für Ihre gütigen Zeilen. Schön: Donnerstag, den 23. November, Abends 8 Uhr lese ich in München vor im Saal der »Vier Jahreszeiten«.

⁶ Fontane an Liliencron, 23. Januar 1890.

⁷ Detlev von Liliencron: *Ausgewählte Werke*. Hrsg. von Walter Hettche. Neu-münster 2009, S. 494.

⁸ Ein Teil davon wird aufbewahrt in der Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München, ein anderer in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek Kiel.

Alt-Kayser bei Sauberg, 14.10.5.
Lieber, großer Herr Max Halbe,
wollen Sie mir Ihre besten
Grüße. Ich: Donnerstag, den
23. November, Abends 8 Uhr
bin ich in München vor im Hotel
für Sie angekommen.

Gut: 400 M. Alles in Ordnung.
Was ich ich, ich komme von Abends
den 22. Nov. in München an,
und werde mich den 24. Nov. von
da aus, wie ich Sie sehr gerne
herkommen (denn das ist der
ort in Lohr) zu verpacken. Was ich
als unglücklicher Herr ich
— ich freudlich das Kapital
„Herrn“ — ringsherum alle in München

Diese und nächste Seite: Faksimile des Briefes von Detlev von Liliencron an Max Halbe vom 14. Oktober 1905, Original in der Monacensia

hinauf in die Berge als Packer
reysende in Lybie mit viel mehr
Hemden sehr viele haben
zu Hause mitgebracht, die
ich da also bekommen habe
für die Kassegebühren
Liliput.

Stadtbibliothek
München

566/60

Gut: 400 M. Alles in Allem. Nur bitt ich, ich komme schon Abends den 22. Nov. in München an, und möchte auch den 24. Nov. noch da sein, mir für diese Tage ein Privatlogis (denn das ist billiger als im Hôtel) zu verschaffen. Weil ich, als unglückseliger Lyriker – siehe freundlichst das Kapitel »Lyriker« – einzig und allein sozusagen durch diese Reisen als *Commis voyageur en lyrique* mich und meine Familie durchs harte Leben bringe.

Ich freue mich unendlich, Sie und die alten Münchener wiederzusehn. Ihr treuergebner

Liliencron.⁹

Für solche Vortragsabende konnte Liliencron zu diesem Zeitpunkt auf ein reiches literarisches Schaffen zurückgreifen: sechs Gedichtbände, zahlreiche Romane und Erzählungen sowie fünf Dramen aus den achtziger Jahren, die ihm mittlerweile allerdings reif für den »Dreckeimer«¹⁰ erschienen. Den überlieferten Programmzetteln nach zu schließen hat er aus diesen Stücken nicht öffentlich vorgelesen, sondern sich auf kurze Erzähltexte und vor allem die Gedichte konzentriert. Das ist der Teil seines Werkes, der auch die Leserschaft des 21. Jahrhunderts noch ansprechen kann. Während Liliencron als Erzähler in Prosa und Vers noch wiederzuentdecken bleibt, hat seine Lyrik immer schon ihre Liebhaber gefunden. Liliencron hat ein lyrisches Œuvre hinterlassen, das zum besten gehört, was im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auf diesem Gebiet in deutscher Sprache geschrieben wurde. Bereits die ersten Leser der 1883 erschienenen *Adjutantenritte* priesen die Frische des Tons, die Originalität und Individualität der Gedichte Liliencrons. Gustav Falkes Gedicht *Liliencron, der edle Ritter* gibt einen Eindruck von dem Aufsehen, das diese neuartigen Verse erregten:

Liliencron, der edle Ritter,
Fegte wie ein Lenzgewitter
Durch die teutsche Litratur.
Onkel, Tante, tieferschrocken,
Zerrten zitternd alle Glocken:
Herr, schütz unsre fromme Flur!
[...]»¹¹

Die vielgerühmte Ursprünglichkeit der Lyrik Liliencrons ist indessen das Ergebnis eines genau kalkulierten Arbeitsprozesses. Zwar berichtet

⁹ Unveröffentlicht; Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München. Signatur: MH B 157.

¹⁰ An Wilhelm Friedrich, 7. Mai 1887.

¹¹ Gustav Falke: *Frohe Fracht. Neue Gedichte*. Hamburg 1907, S. 32.

Liliencron gelegentlich von Phasen geradezu enthemmter Produktivität – »Eine Fülle von Liedern sprudelt zur Zeit bei mir«, heißt es beispielsweise am 26. September 1885 in einem Brief an Theobald Nöthig –, aber die Gedichthandschriften bestätigen die öfters wiederholte Behauptung, er »feile« ausgiebig an seinen Versen, »an *einem* Wort 5–6 Jahre«, wie er an Wilhelm Friedrich schreibt (18. Februar 1889). Diese skrupulöse Arbeitsweise ist ein Grund für die zahlreichen Schaffenskrisen und Selbstzweifel, die Liliencron quälten und die in dem bitteren Fazit aus dem Jahr 1900 kulminieren: »Was soll überhaupt die ganze Lyrik? Ich finde und fand nie etwas Blödsinnigeres, namentlich in Deutschland. Der Lyrik gilt mein ewiger Spott, namentlich voran meinen eigenen Schundgedichten. Jeder Kesselflicker und Straßenkehrer ist mir lieber.«¹² Diesem harten Selbsturteil wird man – vor allem angesichts der trivialen Massenware, mit der Liliencrons dichtende Zeitgenossen den literarischen Markt überschwemmten – kaum zustimmen können. Zwar ist Liliencron wie jedem Dichter nicht alles auf gleich hohem Niveau gelungen; so enthält die Sammlung *Der Haidegänger* von 1890 eine beträchtliche Anzahl mißglückter Gedichte. Dennoch ist, aufs Ganze gesehen, sein Rang als einer der größten Lyriker des späten 19. Jahrhunderts mittlerweile unbestritten.¹³ Liliencron ist in allen Traditionen der Verskunst zu Hause, in den germanischen Metren ebenso wie in den romanischen und den antiken. In seinen Gedichtsammlungen finden sich die deutsche Volksliedstrophe, die Chevy-Chase-Strophe und die Vagantenstrophe neben Romanzenversen und Stanzen, Sizilianen und Terzinen, der Bau eines korrekten Hexameters bereitet ihm keine Schwierigkeiten, und auch freirhythmische Gebilde und Strophen eigener Erfindung gehören zu seinem Repertoire. Sein Bestes leistet Liliencron in den zarten, an den Pointillismus der impressionistischen Malerei erinnernden Landschafts- und Naturbildern wie *Four in hand*, *Märztag*, *Die Raben* und dem kleinen Meisterwerk *Dorfkirche im Sommer*:

Schläfrig singt der Küster vor,
 Schläfrig singt auch die Gemeinde,
 Auf der Kanzel der Pastor
 Betet still für seine Feinde.

¹² An Karl Lorenz, 31. Januar 1900.

¹³ Vgl. Volker Neuhaus: Artikel Liliencron, Detlev von. In: *Metzler Autoren Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Bernd Lutz. Stuttgart/Weimar 1994, S. 556.

Dann die Predigt, wunderbar,
Eine Predigt ohne Gleichen.
Die Baronin weint sogar
Im Gestühl, dem wappenreichen.

Amen, Segen, Thüren weit,
Orgelton und letzter Psalter.
Durch die Sommerherrlichkeit
Schwirren Schwalben, flattern Falter.¹⁴

In den ersten beiden Strophen dieses Gedichts wird die Langweiligkeit des Gottesdienstes in der Häufung langer Vokale und Diphthonge sinnfällig, vor allem aber in zwei Wiederholungsfiguren, zunächst im Parallelismus des Satzbaus und dem anaphorisch wiederholten schläfrigen Singen in den ersten beiden Versen, sodann in der Figur der Epianalepse in der zweiten Strophe: »die Predigt ... Eine Predigt«. Der Inhalt dieses Sermons rauscht an den Zuhörern offenbar unverstanden vorüber; mehr als die Floskeln »wunderbar« und »ohne Gleichen« wird darüber nicht gesagt, woraus man schließen kann, daß auch die Baronin nicht so genau weiß, worüber sie eigentlich weint. In der letzten Strophe ist dann die Auflösung dieser dumpfen Lethargie wiederum im Sprachmaterial abgebildet: »Amen«, »Segen« und »Orgelton« haben, wie an den Langvokalen spürbar wird, noch Teil an der Zähigkeit des gottesdienstlichen Geschehens, aber schon die asyndetische Reihung dieser Substantive bringt ein erhöhtes Tempo in die Strophe, das sich in den beiden Schlußversen durch die zahlreichen Doppelkonsonanten, besonders aber durch die Alliterationen im letzten Vers zu einer befreiten Lebendigkeit steigert. Bei all diesen auf den ersten Blick vielleicht nur als dekorative Accessoires erscheinenden Besonderheiten der »äußeren« Form handelt es sich nicht um nebensächliche Zutaten, sondern um bedeutungstragende Strukturelemente.

Liliencrons Gedichtbände ragen aus der Masse der Versdichtung der Zeit ähnlich glanzvoll heraus wie die Lyrik Theodor Storms, Conrad Ferdinand Meyers und die späten Gedichte Theodor Fontanes. Während aber diese Autoren eine Generation älter waren als Liliencron und ihre literarische Sozialisation in der Spätromantik und dem Vormärz erfahren hatten, nähert sich Liliencron schon der beginnenden literarischen Moderne. Obwohl er sich in seinen Briefen gelegentlich

¹⁴ Detlev von Liliencron: *Ausgewählte Werke* (wie Anm. 7), S. 25.

auf die Vorbilder Platen und Heine beruft, gehört Liliencron – Jahrgang 1844 – doch schon in die Nähe der jungen Garde der um 1860 geborenen Naturalisten, mit denen ihn nach eigenem Bekenntnis einiges verbindet. »Das ist ja eine ganz colossale Revolution in der Dichterwelt zur Zeit; eine neue *Epoche*. Ich fühl's in jeder Fiber. Und ich marschiere mit«, schreibt er am 5. Juli 1887 an Hermann Friedrichs, und am 13. Mai 1888 gesteht er in einem wiederum an Friedrichs gerichteten Brief: »Ich neige immer mehr zum Naturalismus, doch gemildert durch die Künstlerhand.« In der Tat: Liliencrons »im Elend gestorbener deutscher Dichter«, der »Blitzzug«, gar der am Ende nur noch alkoholisiert lallende Protagonist in *Betrunken* – all das sind Typen, Motive und Themen, die dem Fundus der naturalistischen Poetik entstammen. Manche der in Liliencrons Gedichten gestalteten Modernitätserfahrungen, zum Beispiel die Isolation des Einzelnen in der Großstadt und die modernen Massenverkehrsmittel wie Eisenbahn, Automobil oder Straßenbahn, werden Jahre später im Expressionismus zu zentralen Gegenständen der Lyrik. Auch die Leere, die in den Wäldern »ängstet«, die »kahlen Äste«, durch die sich der Fluß zeigt, das »kalte Schweigen« (*Acherontisches Frösteln*, 1893) könnten einem Gedicht von Georg Heym entstammen. Manche Poeme Liliencrons nähern sich gar dem dadaistischen Nonsens wie die *Ballade in U-dur* oder das Gedicht *Einmarsch in die Stadt Pfahlburg*, das mit den Versen »Tä tätätätä tä,/Bä bääbääbä bä« beginnt.

Diese Nähe zur literarischen Moderne kontrastiert bei Liliencron mit einer ausgeprägt konservativen politischen Gesinnung. In »litterarischer Beziehung«, so betont er am 6. Februar 1886 in einem Brief an Theobald Nöthig, gehe er »durchaus mit dem Jungen Deutschland. Ich fühle lebhaft »mit«; ich fühle instinctiv, daß eine neue litterarische Epoche *anbricht*, angebrochen ist. Das ist die einfache Reaction gegen die furchtbare Fluth von Dreck, Zimmerlichkeit, Prüderie, Altertantenkram.« Doch bei aller Sympathie mit den »Modernen« besteht er im selben Brief auf seiner eigenen politischen Haltung: »Mein letzter Hauch ist: Es lebe der Kaiser.« Die Erwähnung von Automobilen, Telefonen und Eisenbahnen in den Gedichten bedeutet genau genommen ja nur, daß Liliencron die Begleiterscheinungen des modernen Lebens für literaturwürdig hält; damit wird er aber noch nicht zu einem Dichter der »Moderne«. In seinen Werken gestaltet er immer wieder Fluchten ins Kosmische (etwa im Versepos *Poggfred*) und Exotische. Häufig eignet Liliencrons Werken auch ein Moment des Abseitig-Privaten, wie es sich in Phantasien

des Rückzugs ins Inselhaft-Einsiedlerische zu erkennen gibt, zum Beispiel im dritten Teil des Gedichtzyklus *Über ein Knickthor gelehnt*, am radikalsten aber in seinem Wunschbild aus dem Jahr 1900:

Am liebsten grübe ich mir eine Höhle in die Haide und schriebe darüber:
Lat mi tofreeden.
Hier wohnt Herr Friedrich Wilhelm Schulze.
Eintritt verboten!¹⁵

Nachdem man Liliencron zu Anfang des 20. Jahrhunderts eine beinahe kultische Verehrung entgegengebracht hat, markiert Gottfried Benns Gedicht *Impromptu* (1955) ziemlich genau die Wende zu einer distanziert-kritischen Betrachtung des Dichters und seines Werks:

Damals war Liliencron mein Gott,
ich schrieb ihm eine Ansichtskarte.¹⁶

Das Selbstbild des kriegerischen Draufgängers und Frauenhelden, das Liliencron in manchen seiner Texte entwirft, hat eine unbefangene Rezeption seiner Werke im ausgehenden 20. Jahrhundert eher verhindert als befördert. Seine manchmal unfreiwillig komisch wirkende Kaiserstreue – »der edelste Mensch, der nach Christus edelste Mensch: Kaiser Friedrich III.«¹⁷, dekretiert er in einem Brief –, sein Frauenbild, seine Verherrlichung von Kampf und Krieg mögen als historische Phänomene zu erklären, aber eben auch nur noch als solche zu bewerten sein. »Ich *achte* jede pol. Grundsätze, nur soll man auch dann die meinen achten«,¹⁸ behauptet Liliencron von sich selbst, und man hat keinen Grund, an dieser Aussage zu zweifeln. Ob man den uns heute fragwürdig erscheinenden Aspekten seiner Persönlichkeit und seiner Gesinnungen tatsächlich die von Liliencron selbst eingeforderte Achtung entgegenbringen soll, ist eine müßige Frage. Weite Teile seines Werkes sind frei von solchen Mißtönen, und als Lyriker wie als Erzähler hat Liliencron allemal die Aufmerksamkeit heutiger Leser verdient, in den besten Fällen sogar uneingeschränkte Hochachtung.

¹⁵ Detlev von Liliencron: *Im Spiegel. Autobiographische Skizze*. In: *Gesammelte Werke*, Bd. 8: Miscellen. Berlin 1912, S. 373. Vgl. auch das Gedicht *Armut, Einsamkeit und Freiheit*, in: *Ausgewählte Werke* (wie Anm. 7), S. 177f.

¹⁶ Gottfried Benn: *Sämtliche Werke*. Stuttgarter Ausgabe. In Verbindung mit Ilse Benn hrsg. von Gerhard Schuster. Bd. I: Gedichte 1. Stuttgart 1986, S. 290.

¹⁷ An Hermann Friedrichs, 30. Juli 1888.

¹⁸ An Hermann Friedrichs, 26. Dezember 1888.